

Interview mit Jette Prochnow-Furrer über ihre Tätigkeit als DAF-Lehrerin im „Forum Migration“

Jette, Du hast 2013 an der BGHS promoviert und arbeitest jetzt als DAF-Lehrerin in Visp. Im wunderschönen Kanton Wallis. Wenn Du Dich an den Einstieg in Deinen Beruf erinnerst: Wie hast Du den Einstieg gefunden?

Den habe ich durch das Ehrenamt gefunden. Auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, wie sie damals genannt wurde, habe ich noch an der Uni gearbeitet. 2015 wurden auch hier in der Schweiz händeringend Leute gesucht, die Deutsch als Fremdsprache unterrichten. Ganz besonders für den Bereich der Analphabet*innen. Weil man da in Kleingruppen arbeiten muss. Und ich habe ungelernt auf diesem Gebiet angefangen. Es wurde eine Freiwillige gesucht, die einer Lehrerin in einer Alphabetisierungsklasse assistieren sollte. So bin ich da reingerutscht. Für uns als Ehrenamtliche wurden dann Weiterbildungen angeboten. Und über diese Weiterbildungen habe ich mich immer mehr in diesem Bereich qualifiziert. Obwohl ich da erstmal nur ehrenamtlich tätig war. Aber ich habe daran immer mehr Freude gefunden und bin dann irgendwann hauptamtlich eingestiegen.

Wie bist Du dann zu Deiner aktuellen Position gekommen?

Ich habe damals in Bern gearbeitet und bin umgezogen nach Visp. Das sind 50 Minuten mit dem Zug. Am Anfang bin ich noch gependelt, habe aber die Augen offen gehalten nach einer Stelle hier in Visp. Da ich in einem zweisprachigen Kanton wohne und die Deutschsprachigen hier in der Minderheit sind, sind die Stellen knapp. Als dann doch mal eine Stelle ausgeschrieben war, habe ich mich beworben, und habe die Stelle bekommen.

Wo arbeitest Du jetzt außerhalb der Universität?

Die Institution heißt „Forum Migration“. Das ist ein relativ kleiner Verein, der sich um die Anliegen von Migrant*innen kümmert: sowohl von Arbeitsmigrant*innen als auch von Flüchtlingen. Das Forum Migration bietet unterschiedliche Dienstleistungen an: eine Rechtsberatung, Hilfe bei der Wohnungsvermittlung, Hilfe bei der Arbeitssuche, Gesprächsgruppen und eben auch Sprachkurse. Das Forum Migration hat vom Kanton das Mandat für die Durchführung von Sprach- und Integrationskursen.

Wie sah Deine Arbeit vor Corona aus?

Ich habe fünf Tage pro Woche morgens in den Räumlichkeiten der „Empfangsstelle Asyl“ des Kantons Wallis einen Deutschkurs gegeben. Immer dieselbe Klasse. Das ist ein semiintensiver Kurs mit zwei Stunden Unterricht pro Tag. Und zurzeit übernehme ich auch nur diesen einen Kurs, weil ich vor einem Jahr das zweite Mal Mutter geworden bin. Zwei Tage in der Woche sind

die Kinder den ganzen Tag in der Kita. Und so habe ich dann dienstags und freitags nachmittags die Unterrichtsvorbereitung und -nachbereitung gemacht. Also, ich habe zwei ganze und drei halbe Tage gearbeitet.

Wie sieht Deine Arbeit seit Mitte März aus?

Die Schule ist natürlich auch geschlossen, im Rahmen des social distancing. Man hat aber die Deutschkurse nicht ausgesetzt. Das hat psychologische Gründe: Viele der Personen, die in unseren Kursen sind, haben noch gar kein Asyl. Und die Deutschkurse bieten eine Strukturierung des Tages und auch ein bisschen Ablenkung von Sorgen und Stress. Das ist bei der Hälfte der Teilnehmer*innen, würde ich sagen, sogar der Hauptzweck, den diese Kurse erfüllen. Und jetzt arbeiten wir über Fernunterricht unter erschwerten Bedingungen: Denn die Teilnehmer*innen haben keinen Computer. Das heißt: Wir schicken ihnen Aufgaben – Sprechaufgaben oder Aufgaben zum Schreiben – und kleine Datenstücke – einen Film oder eine Audioaufnahme – per Whatsapp. Ihre Übungen schicken mir die Teilnehmer*innen dann als Foto oder als Sprachnachricht zurück.

Und wie ist der Lernerfolg?

Naja, der Kurs ist zehn Personen stark. Drei Personen lernen sehr gut. Zwei davon sind lerngewohnte Personen. Und die dritte Person ist als Analphabetin aus Afghanistan hier her gekommen, hat hier vor drei Jahren Lesen und Schreiben gelernt und ist unglaublich begabt. Bei den Anderen ist der Lernerfolg geringer.

Hast Du vor Corona und Whatsapp mehr als drei von zehn Personen erreicht?

Ja. In den Integrationsklassen ist die Anzahl der Analphabet*innen sehr hoch. Analphabet*innen haben aber einen enormen Vorteil: Die haben ein sehr gutes Gehör. Diese Personen sind ohne Präsenzunterricht jetzt ein bisschen verloren. Und es ist auch so: In einer distanzierten online-Kommunikation kann man ganz gut untertauchen.

Das heißt, wenn Du den Analphabet*innen einen Film schickst, und noch eine Sprachnachricht mit einer Übung dazu: Dann kommt keine Antwort.

Dann kommt: Danke. Und mehr auch nicht. Genau.

Was sind die wichtigsten drei Aufgaben, die Du übernimmst?

Ich würde sagen, die erste Aufgabe ist: eine Teilhabe an alltäglichen Abläufen zu gewährleisten. Zum Beispiel: Die Leute heften Unterlagen ab. Sie wissen, wie man Unterlagen wieder hervorholt. Sie können ein Formular ausfüllen, wenn sie zum Arzt oder zum Amt gehen. Sie können sich ausweisen. Dinge, die uns rudimentär erscheinen, sind bei vielen Leuten mit einem enormen Lernprozess verbunden. Die zweite Aufgabe ist, eine Tagesstruktur herzustellen: regelmäßig einen Termin zu haben, der auch Menschen in depressiven Episoden dazu zwingt, aufzustehen und über etwas anderes nachzudenken als über den unsicheren Aufenthaltsstatus. Und die dritte Aufgabe ist natürlich, Sprachkenntnisse zu vermitteln.

Welches Wissen und welche Kompetenzen bringst Du als Soziologin bei Deiner Arbeit ein?

In meiner Dissertation habe ich mich schwerpunktmäßig mit Ethnomethodologie und Konversationsanalyse beschäftigt. Das hilft mir bei meinem Job enorm. Also, es ist so, dass ich von meinen Kursteilnehmer*innen das Feedback bekomme, dass ich eine ganz gute Lehrerin bin, mit didaktischem Einfühlungsvermögen. Und dieses Einfühlungsvermögen habe ich durch die Konversationsanalyse gelernt. Dazu muss man wissen: In den Integrationskursen wird nicht nach Buch unterrichtet, sondern – wie es hier heißt – szenariobasiert. Die Kursteilnehmer*innen sollen situationsbezogene Sprach- und Handlungskompetenzen auf einem Anfangsniveau erwerben. Das müssen wir in Kooperation mit den Kursteilnehmer*innen bestimmen: Was möchten Ihr lernen? Wo hakt es? Was haltet Ihr für wichtig? Das klappt auf einem niedrigen Niveau nicht immer so gut. Aber je länger die Teilnehmer*innen dabei sind, klappt das immer besser. Und dann muss ich mir überlegen: Wenn die sich zum Beispiel beim Arzt anmelden – wie findet denn so eine Anmeldung statt? Das sind ja immergleiche Abläufe. Dafür habe ich ein gutes Gespür. Denn das haben wir als Ethnomethodolog*innen, die – nicht wie Ethnolog*innen in der fremden Kultur, sondern – in der eigenen Kultur forschen, gelernt, zu beobachten: Was muss ich eigentlich hier können, um einigermaßen erfolgreich in meinem Alltag bestehen zu können? Das versuche ich in den Kursen zu vermitteln, und, ich glaube: Daher kommt mein didaktisches Einfühlungsvermögen. Das kann ich deutlich besser als andere Kolleg*innen, die vielleicht Germanistik studiert haben.

Welches Wissen und welche Kompetenzen hast Du Dir vor allem in der Zeit in Deinem Beruf angeeignet?

Den Umgang mit schulungsgewohnten Personen. Und dass ich das gut kann, hätte ich nicht gedacht. Ich war ja vorher ganz fest in akademische Strukturen involviert: Ich habe promoviert, danach an der Uni unterrichtet und ich wollte eigentlich eine Hochschulkarriere machen. Da hatte ich es natürlich immer mit bildungsgewohnten Studierenden zu tun. In der Uni schlägt man als Dozent*in vielleicht manchmal die Hände über dem Kopf zusammen. Man macht sich aber kein Bild davon, was noch alles nicht da sein kann an Kompetenzen. Im Umgang mit Personen, die nicht nur schulungsgewohnt sind, sondern die auch verwaltungsgewohnt und die vielleicht auch demokratieungewohnt sind, habe ich mir dann Fähigkeiten angeeignet, um vorausszusehen, woran es hapert. Ein Beispiel: Ich hatte in Bern eine Klasse, in der fast nur junge Eritreer*innen waren. Die haben immer alle durcheinander gequatscht. Wenn Du eine Person gefragt hast, dann haben alle immer gequatscht. Du konntest versuchen, eine Person dranzunehmen – es hat nicht geklappt. Es haben alle gequatscht. Dann habe ich gesagt: Ich bitte Sie, seien Sie doch bitte mal ein bisschen diszipliniertes. Das Wort „diszipliniertes“ bringt im eritreischen Kontext: Die antworten immer noch alle gemeinsam. Wenn ich sage: Seien Sie diszipliniertes! Dann heißt das für die nicht: Alle anderen halten den Mund und nur eine*r spricht. Sondern dann heißt das für eine Gesellschaft, die Individualität überhaupt nicht schult: Jetzt müssen wir im Chor sprechen. Dafür habe ich nach und nach die Kompetenz entwickelt, zu sehen: Das ist jetzt „lost in translation“. Ich muss Ihnen meine Vorstellung von „diszipliniertes“ vermitteln.

Welche Arbeitsbedingungen schätzt Du am Verein, für den Du arbeitest?

In diesem Bereich arbeiten einfach ziemlich nette und interessante Leute, und das schätze ich. Für viele meiner Kolleg*innen ist es ein sinnvoller Brotjob. Daneben haben die aber auch andere Tätigkeiten. Ich habe schon mit einem Filmemacher zusammen gearbeitet, mit einem Pastor und mit einer Ziegenzüchterin. Und unter den Kursteilnehmer*innen sind auch ziemlich viele interessante Leute. Sich mit einem türkischen Journalisten über seine Arbeitsbedingungen zu unterhalten, eröffnet mir Horizonte. Oder sich mit einem tamilischen Schriftsteller zu unterhalten: Das ist spannend.

Welche Arbeitsbedingungen gefallen Dir nicht an Deinem Verein?

Das Geld. Ich kann davon leben und man verdient als DAF-Lehrer*in in der Schweiz deutlich mehr als anderswo. Ich bekomme für jede Stunde, die ich unterrichte, 60 Franken. Wenn man aber berücksichtigt, dass jede Unterrichtsstunde noch eine Stunde zur Vor- und Nachbereitung erfordert, dann sind es zwei Stunden, für die ich insgesamt 60 Franken bekomme. Das ist in der Schweiz verhältnismäßig wenig. Das ist, glaub ich, überall so auf der Welt: Dass Du im öffentlichen Sektor und dort im sozialen Bereich gegenüber anderen Wirtschaftszweigen abstinkst.

Welche Tipps hast Du für Kolleg*innen aus Soziologie oder Geschichtswissenschaft, die sich für eine Karriere in Deinem Beruf interessieren?

Wenn man sich dafür interessiert, nach der Promotion die Wissenschaft zu verlassen, würde ich generell zum einen empfehlen: Dass man damit anfängt, Weiterbildungen zu machen. Ich habe noch in der Uni gearbeitet, als ich ehrenamtlich angefangen habe, als Sprachlehrerin zu arbeiten. Und habe außerhalb der Uni einen Kurs zur Erwachsenenbildung absolviert. Das war inhaltlich gar nicht so verschieden von Hochschuldidaktikkursen in der Uni. Aber ich habe in diesem Kurs Leute von meinem späteren Arbeitgeber kennengelernt. Und ich habe mein Erscheinungsbild ein bisschen erweitert: Damit konnte ich zeigen, dass mein Leben nicht nur im Elfenbeinturm verlaufen ist. In der Schweiz ist es nämlich ganz egal, ob Du Yoga in der Volkshochschule oder Wirtschaftsdeutsch in der Sprachschule unterrichtest: Du musst den „Erwachsenenbildner“ haben. Mein zweiter Tipp ist, beim Ausstieg aus der Wissenschaft nicht darüber nachzudenken: Dafür habe ich jetzt doch nicht meinen Doktor gemacht! Ich würde eher sagen: Je früher man die Initiative ergreift, aus der Wissenschaft rauszukommen, desto kleiner ist das Risiko, zum arbeitslosen fünfzigjährigen Akademiker zu werden. Ich habe während meiner Dissertation wahnsinnig Spaß an der Wissenschaft gehabt. Da hätte ich überhaupt nichts anderes machen wollen. Aber es gibt immer noch andere Sachen, die einem mindestens genauso viel Spaß machen können. So talentfrei sind wir Promovierten ja auch wieder nicht.

Jette, vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Ulf Ortmann.